
Soziale Probleme

Zeitschrift für soziale Probleme und soziale Kontrolle

12. Jahrgang, 2001, Heft 1/2

Axel Groenemeyer (Hrsg.)

Soziale Probleme – Konstruktivistische Kontroversen und gesellschaftliche Herausforderungen

Soziologische Konstruktionen sozialer Probleme und gesellschaftliche Herausforderungen – Eine Einführung <i>Axel Groenemeyer</i>	5
Metatheorie und Analyseprogramm – Zum Doppelstatus der relativistischen Problemtheorie <i>Michael Schetsche</i>	28
Vermeidbare Objektivismen – Überlegungen zur Soziologie der Soziologie sozialer Probleme <i>Helge Peters</i>	45
Struktur und Semantik sozialer Probleme – Problemsoziologie als Wissenssoziologie <i>Kai-Uwe Hellmann</i>	56
Soziale Arbeit und die nicht beliebige Konstruktion sozialer Probleme in der funktional differenzierten Gesellschaft <i>Albert Scherr</i>	73
Struktural-konstruktionistische Analyse und die Soziologie sozialer Probleme: Potentiale, Probleme und Perspektiven einer Forschungsrichtung <i>Thomas Ohlemacher</i>	95
Gesellschaftliche Konstruktion von Realität und Realität von Konstruktionen <i>Günter Albrecht</i>	116
Von der Sünde zum Risiko? – Bilder abweichenden Verhaltens und die Politik sozialer Probleme am Ende des Rehabilitationsideals <i>Axel Groenemeyer</i>	146
Community Diskurse in Jugendhilfe und Kriminalprävention <i>Holger Ziegler</i>	183
Zur Lage der Soziologie sozialer Probleme, abweichenden Verhaltens und sozialer Kontrolle an deutschen Universitäten <i>Sektion Soziale Probleme und soziale Kontrolle und Gesellschaft für interdisziplinäre wissenschaftliche Kriminologie (GIWK)</i>	209



Centaurus-Verlag
ISSN 0939-608X

Konstruktion von Realität und Realität von Konstruktionen

von Günter Albrecht

Zusammenfassung

Der Beitrag diskutiert die Mängel verschiedener Varianten der konstruktionistischen Theorie sozialer Probleme. Insbesondere am strikten Konstruktionismus wird bemängelt, dass diese Variante dann, wenn sie ihrem Programm treu bleibt, zum einen ihren Gegenstand verliert, zum anderen keine Theorie generiert, sondern Deskription rhetorischer Strategien. Am kontextuellen Konstruktionismus werden uneingestandene Objektivismen nachgewiesen, die unvermeidlich, aber bei reflektierter Handhabung unschädlich sind. Schetsches Rezeption der Ideen Baudrillards zur Erklärung der Hegemonie konstruktionistischer Positionen wird aus empirischen und wissenschaftstheoretischen Gründen als nicht zwingend dargestellt, da es weniger voraussetzungsvolle Erklärungsmöglichkeiten gibt, die u.a. unter Rückgriff auf Modernisierungs- und Globalisierungstheorien sowie Professionalisierungsprozesse bei politischen Akteuren und insbesondere auf Nedelmanns Theorie der Konfliktverarbeitung skizziert werden.

SCHLÜSSELBEGRIFFE: KONSTRUKTIONISMUS – GLOBALISIERUNG – RHETORIK –
ONTOLOGICAL GERRYMANDERING – PROFESSIONALISIERUNG –
WERTE – MODERNISIERUNG – KONFLIKT

The Construction of Reality and the Reality of Constructions

Abstract

The author criticizes different varieties of constructionist theories of social problems. The strict version of constructionism is criticised for missing its objective and for not leading to a theory but only producing descriptions of rhetorical strategies. Contextual constructionism seems to suffer from unidentified objectivisms that are unavoidable but innocuous when handled in a reflexive manner. Schetsche's reception of Baudrillards ideas seems to be unconvincing because of empirical and methodological reasons. There are alternatives that do not demand so many serious and unprovable assumptions. Some of these alternatives derived from modernization and globalisation theories and from Nedelmann's Theory of Conflict Management are discussed.

KEYWORDS: CONSTRUCTIONISM – GLOBALISATION – RHETORIC – MODERNIZATION –
ONTOLOGICAL GERRYMANDERING – PROFESSIONALIZATION – VALUES
CONFLICT

1. Vorbemerkung

Widerwillig habe ich die Arbeit an meiner Stellungnahme aufgenommen, weil ich seit langem den Eindruck gewonnen habe, mich mit derartigen Texten an einer Diskussion zu beteiligen, bei der es um des „Kaisers Bart“ geht. Wenn man sich auf bestimmte Versionen der „objektivistischen“ Position in diesem Streit verlassen könnte, dann hätte es längst einen Aufschrei derjenigen geben müssen, die mit ihren Steuergeldern über so lange Zeit so fruchtlose und vielleicht sogar sinnlose Diskussionen finanzieren mussten. Allein dass dies bisher nicht geschehen ist, spricht – auf den ersten Blick – schon gegen die „objektivistische“ Position, die ich dennoch insofern indirekt verteidigen möchte, als ich Kritik an überzogenen Varianten des Konstruktionismus zu üben unternehme.

Angesichts des vorgegebenen Raumes für diesen Beitrag möchte und muss ich darauf verzichten, mich im Detail mit den erkenntnistheoretischen Grundlagenproblemen zu beschäftigen. Es würde einen erheblichen Raum erfordern, wollte man auch nur ein wenig mehr als Randbemerkungen zu der erneut aktuell gewordenen Frage nach der Möglichkeit bzw. Notwendigkeit des erkenntnistheoretischen Realismus auf der einen bzw. zu den Grenzen der Frage nach dem Konstruktionscharakter von gesellschaftlicher Realität auf der anderen Seite vortragen.

Obwohl es keine ganz neue Debatte ist, möchte ich mich zu einigen kritischen Aspekten des Konstruktionismus, und zwar sowohl des reflexiven, des kontextuellen als auch des strikten Konstruktionismus in der Variante von Ibarra und Kitsuse (1993) äußern, da diese im deutschsprachigen Bereich – abgesehen von den vorzüglichen Arbeiten von Schmidt (1990, 1999) und Schetsche (1996, 2000) – wohl doch noch nicht so gründlich rezipiert worden ist, dass man sie als im Detail bekannt voraussetzen kann – und aufs Detail kommt es auch hier an. Danach ist eine etwas ausführlichere Diskussion jener gesellschaftstheoretischen Position unvermeidlich, die bei strenger Auslegung empirische Sozialforschung als unmögliches Unterfangen erscheinen lässt: Baudrillards Theorie der Simulakren (vgl. Baudrillard 1978, 1978a, 1991, 1994, 1994a). Schließlich und endlich soll anschließend skizziert werden, dass sich von einer weniger abstrakten und esoterischen theoretischen Position aus Ideen beisteuern lassen, die einen inhaltlichen Fortschritt der Theorie sozialer Probleme ermöglichen können. Ich möchte dazu einige modernisierungstheoretische Anregungen aufgreifen und sie mit interessanten Überlegungen von Nedelmann zum Zusammenhang von sozialen Problemen und Handlungsflexibilität verknüpfen.

2. Einwände gegen den Konstruktionismus

2.1 *Der Vorwurf des Ontological Gerrymandering und die Version des kontextuellen Konstruktionismus*

In einem mittlerweile klassisch zu nennenden Beitrag zur konstruktionistischen Theorie sozialer Probleme hatten Woolgar und Pawluch (1985, 1985a) auf die fun-

damentale erkenntnistheoretische Inkonsequenz bestimmter Vertreter dieses Ansatzes hingewiesen, die sich darin äußert, dass sie auf der einen Seite den Konstruktionscharakter aller Elemente gesellschaftlicher Wirklichkeit betonen, der die Annahme objektiv gegebener gesellschaftlicher Sachverhalte radikal in Zweifel stellt, auf der anderen Seite bei ihren inhaltlichen Forschungsarbeiten und Fallstudien häufig darum bemüht seien, zu zeigen und nachzuweisen, dass die Konstruktion bestimmter Sachverhalte als soziale Probleme bzw. deren Änderung im Zeitablauf unabhängig von den „objektiven“ Merkmalen dieses Sachverhalts und seinen Veränderungen erfolge. Eine solche Aussage könne nur getroffen werden, wenn man sich das „Sein“ willkürlich bzw. nach taktischen Gesichtspunkten zurecht schneidet, ganz wie das erfahrene Politikprofis beim Schneiden von Wahlkreisgrenzen zu tun pflegen, denn wenn Realität fundamental als konstruiert vorzustellen ist, dann kann man Definitionen und Konstruktionen (Problemkonstitution) nicht mit „objektiv gegebenen Sachverhalten“ konfrontieren, sondern muss auch auf dieser Seite der Gleichung den Konstruktionscharakter akzeptieren. Um es an einem Beispiel zu illustrieren: Wenn man die Unabhängigkeit der Definition eines sozialen Problems von „objektiven Gegebenheiten“ am Beispiel der Furcht vor Kriminalität nachweisen wollte und dazu auf eine gleich bleibende Kriminalitätsbelastung verweist, dann ignoriert man in diesem Augenblick, dass die Kriminalstatistik in sehr hohem Maße das Ergebnis eines komplexen Prozesses der Realitätskonstruktion ist.

Diese Arbeit hat zu heftigen und teils sehr komplizierten Auseinandersetzungen zwischen den Vertretern verschiedener Spielarten des Konstruktivismus geführt, die allerdings meines Erachtens kein befriedigendes Ergebnis gezeitigt haben.

Hazelrigg (1986: 8) z.B. betont, dass es den Vertretern der konstruktionistischen Position gar nicht um die Frage ginge, ob eine von den Problematisierern behauptete Bedingung soziologisch auch als objektive Bedingung konstatiert werden könnte, sondern darum, ob die Bedingung als problematisch definiert würde oder nicht. *“The ‚putative‘ in a ‚putative condition‘ is meant to signify neutrality on the question whether the condition really is a ‚social problem‘ (and not whether there really is a condition to be seen as a social problem by members of society). But given constructionism’s own argument, ‚putative‘ simply idles: members of society either do or do not define a condition as a social problem, and it is that definition that is regarded by constructionism as determinative”.*

Dies und nichts anderes hätten Kitsuse und Spector zum Ausdruck bringen wollen, als sie (1973) feststellten, die Existenz der Bedingung selbst sei für die Analyse sozialer Probleme irrelevant. Nach Hazelrigg verschiebt sich die Untersuchung von der Frage nach der Existenz der objektiven Bedingung auf die soziale Bewertung dieser Bedingung. Die Soziologie kann – so Hazelrigg – die Eigenschaften sozialer Bedingung nur als Ergebnis von Vereinbarungen zwischen sozialen Akteuren verstehen, die in der täglichen Praxis diskursiv hergestellt werden. ‚Objektivität‘ könne also stets nur als Objektivität im Sinne des Konsenses von Akteuren zu verstehen sein.

Wenn Hazelrigg (1986: 9 f.) dann jedoch warnt, dass dabei nicht übersehen werden dürfe, dass Akteure über unterschiedliche Macht und Autorität verfügten, um ihre Sichtweise sozial durchzusetzen, und daher fordert, solche Machtdifferenzen müssten bei der soziologischen Analyse berücksichtigt werden, so verfängt er sich geradezu fatal in den Fallstricken der so sehr gescholtenen objektivistischen Position. Wie stellt man Konsens fest? Liegt er dann vor, wenn keiner mehr den Mächtigeren zu widersprechen wagt oder vermag? Was aber, wenn ausbleibender Widerspruch nur ein Indikator für mangelnde Artikulationsmöglichkeiten der Machtunterworfenen ist oder Ergebnis der durchgesetzten kulturellen Hegemonie bestimmter Gruppen? Wie bestimmt der radikale Konstruktionist das Ausmaß, in dem der scheinbare Konsens Ergebnis von Machtdifferentialen ist, wenn er doch eigentlich auch „Macht“ als Konstrukt ansehen muss, dessen objektive Qualität nicht bestimmbar ist? Ferner stellt sich die Frage, warum Hazelrigg die „Objektivität“ von bestimmten Qualitäten an den „Konsens“ von Akteuren binden will? Wie geht man mit den unter Umständen zahlreichen Fällen um, in denen es einen solchen Konsens offensichtlich nicht gibt – ganz abgesehen von der Zweifelhaftigkeit manchen Konsenses? Fragen über Fragen, so dass man sich wundert, dass sich Autoren wie Schetsche diese Position mehr oder weniger zueigen machen (vgl. Schetsche 2000: 22 f.; vgl. aber auch S. 24 f.).

Der so genannte *kontextuelle* Konstruktionismus konzipiert ebenfalls die Definitionsleistungen der Teilnehmer von Problematisierungsprozessen als zentralen Untersuchungsgegenstand, so dass auf den ersten Blick eine große Nähe von striktem und kontextuellem Konstruktionismus gegeben zu sein scheint. Doch während die strikten Konstruktionisten (besonders prononciert Ibarra und Kitsuse 1993) kategorisch behaupten, soziale Bedingungen seien irrelevant für die ausschließlich von Definitionsprozessen abhängige Problemstellung, richten die kontextuellen Konstruktionisten ihre Aufmerksamkeit auf jene sozialen Bedingungen, unter denen sich Akteure veranlasst sehen, die Existenz eines sozialen Problems zu unterstellen. Im Zentrum stehen die Problematisierer in ihrem sozialen Kontext: *“Claims emerge at particular historical moments in particular societies; they are made by particular claims makers, who address particular audiences. Claims makers have particular reasons for choosing particular rhetoric to address particular problems. .. Contrary to what strict constructionism demands, it is neither possible nor desirable to ignore the context of claims”* (Best 1995: 345 ff.).

Auch Daten über Bedingungen, von denen die Akteure bei ihrer Problematisierung möglicherweise beeinflusst wurden, gehören zu dieser Art von Analyse. Dabei wollen sie aber weder in den Fehler der Objektivisten noch in den der strikten Konstruktionisten verfallen. So sagt Best zum ontologischen Status dieser Bedingungen: *“Obviously, any assertion about social conditions is a social construction. A claim that crime (or the fear of crime) is increasing is just that – a claim. But calling a statement a claim does not discredit it. Contextual constructionists argue that any claim can be evaluated. It may be based on various sorts of evidence, such as official criminal justice statistics or public opinion polls, which are, in turn, so-*

cial constructions – products of the organizational practices of police departments, polling firms, and so on. Strict constructionists often argue that one set of claims (e.g. statistics about rising crime) cannot be used to explain other claims (e.g. claims-making about ‚crime in the streets‘). But contextual constructionists assume that they can know – with reasonable confidence – about social conditions” (Best 1989: 247; vgl. auch Best 1995: 348).

Trotz dieser deutlichen Differenz zum strikten Konstruktivismus betont Best viel stärker die fundamentale Differenz zur objektivistischen Sichtweise, wenn er sagt: *“It is important to understand that objectivism and constructivism use the term ‚social problems‘ to refer to very different things. For objectivist sociologists, social problems are conditions; for constructionists, social problems are claims-making activities (...) It is a mistake to think of objectivism and constructionism as being two sides of the same coin, or slightly different perspectives on the same topic: Because the two approaches define social problems in completely different ways, they are best understood as dealing with two distinct topics” (Best 1995: 6 f.).*

Die hier sich manifestierende „Unversöhnlichkeit“ des kontextuellen Konstruktivismus in seinem Verhältnis zum „Objektivismus“ mag darin begründet sein, dass er durch seine Einbeziehung ‚objektiver‘ Daten bereits einen (gefährlichen) Schritt zu einer objektivistischen Sichtweise getan hat. Dennoch bleibt unverstänlich, wieso ‚objektive‘ Daten zwar herangezogen werden dürfen, um die Ausgangsbedingungen des Kontextes und das Umfeld von sozialen Akteuren zu beschreiben, nicht aber dafür, die sozialen Bedingungen (den problematischen Sachverhalt) selbst zu bestimmen.

Ob Hazelriggs Kommentar, Konstruktionisten stellten bei ihrer Berücksichtigung der ‚behaupteten Bedingungen‘ nicht auf die Frage ab, ob diese real seien, sondern es ginge ihnen darum, ob diese wirklich problematisch (im Sinne einer *Beurteilung* des Sachverhalts) seien, hier weiterhilft? Während die objektivistische Position davon ausgeht, dass soziale Probleme ohne Berücksichtigung der sozialen Bedingungen, die den Thematisierungen der Akteure zugrunde liegen, nicht zu verstehen sind, behaupten die Konstruktionisten, solche Bedingungen seien für die Erklärung der Entstehung sozialer Probleme nicht nur irrelevant, sondern könnten von der Soziologie gar nicht unabhängig von den Thematisierungen untersucht werden.

Diese beiden Behauptungen zusammen genommen führen zu einer fatalen Konsequenz. Die Erste stellt eine Hypothese dar, die empirisch überprüft werden müsste. Das wäre aber nur möglich, wenn die Zweite, die ja eine erkenntnistheoretische Behauptung ist, falsch wäre. Wäre sie richtig, könnte man die Erstere gar nicht falsifizieren, denn die Relevanz der sozialen Bedingungen für die Thematisierung könnte ja nur nachgewiesen werden, wenn diese sich unabhängig vom Thematisierungsprozess empirisch untersuchen ließen. Da eine erkenntnistheoretisch begründete Grundannahme nicht empirisch prüfbar ist, erübrigt sich eine weitere Diskus-

sion, denn hier steht Überzeugung gegen Überzeugung, aber nicht Argument gegen Argument (vgl. Albrecht 1990: 16).

Ich sehe daher im Gegensatz zu Hazelrigg und anderen Autoren keinen besonderen Gewinn darin, dass die konstruktionistische Position für sich reklamiert, die Frage des *Vorliegens* der ‚objektiven Bedingungen‘ von deren *Bewertung* abgekoppelt und entdeckt zu haben, dass über beide Sachverhalte durch soziale Aushandlungsprozesse entschieden wird, denn in Bezug auf den ersten Punkt gibt es doch überhaupt keinen Dissens mit der objektivistischen Position und in Bezug auf den Zweiten bedarf es einer gründlichen Prüfung. Wenn Schetsche (2000) meint, es „*müßte sich also – unabhängig von der erkenntnistheoretischen Frage nach der ‚objektiven‘ Existenz von Bedingungen – in beiden Fällen soziologisch ermitteln lassen, ob ein gesellschaftlicher Konsens bezüglich des thematisierten Sachverhalts, aber auch bezüglich der Diskrepanz zur gesellschaftlichen Wertordnung vorhanden ist oder nicht*“ (25), dann kann man dem insofern zustimmen als man tatsächlich unabhängig von der Frage, ob man so etwas wie die Welt an sich erkennen kann oder nur die, die uns zugänglich ist, zumindest ein vorläufiges Vertrauen in Erkenntnisse haben kann, die sich nach wiederholter Prüfung an verschiedenen Orten, durch verschiedene Personen unter Verwendung verschiedener Methoden etc. bewährt haben. Insofern ist der Konsens in Bezug auf das Vorliegen bestimmter Sachverhalte ein wichtiger Punkt, doch stellt sich die Frage, ob dieses Konsenskriterium auch für die Bewertung von Sachverhalten als problematisch Sinn macht. Was tun, wenn kein Konsens in Bezug auf beide Teilaspekte oder nur in Bezug auf einen registriert würde? Dazu wüsste man gerne mehr.

2.2 *Der strikte Konstruktionismus bei Ibarra und Kitsuse*

Gegen den oben dargestellten Vorwurf des „ontological gerrymandering“ an die konstruktionistische Soziologie sozialer Probleme durch Woolgar und Pawluch (1985, 1985a) wenden Ibarra und Kitsuse (1993, S. 24) als prononcierte Vertreter dieser Position ein: „...explaining the variability of the definitions vis-a-vis the constancy of the conditions to which they relate“, sei nicht der zentrale Punkt der Theorie, und fahren dann fort: “*Rather the theory directs attention to the claims-making process, accepting as given and beginning with the participants‘ descriptions of the putative conditions and their assertions about their problematic character (i.e., the definitions). From this methodological stance the research questions concern not how those definitions are produced by the sociohistorical circumstances in which they emerged, but rather how those definitions express the members‘ conceptions of ‚the problem‘, how they are pressed as claims, to whom, mobilizing what resources, and so forth. The constructionist conception of the claims-making process accepts the members‘ constructions of putative conditions as ‚objects in the world‘, which thus meet the definitional requirements of social problems as subject matter for empirical investigation*” (Hervorhebung im Original).

Hierzu ist die Frage zu stellen, worin denn hier noch das „Theoretische“ der konstruktionistischen „Theorie“ bestehen soll, denn gesagt wird ja zunächst nur,

dass diese „Theorie“ ihre Aufmerksamkeit auf den Prozess des claims-making richten will, also nur der Gegenstand des Interesses benannt. Explizit wird dabei darauf verzichtet, die sozio-historischen Randbedingungen der Entstehung der Problemdefinitionen zu thematisieren, obwohl die Autoren – unbedacht, leichtfertig oder trickreich? – die Formulierung wählen: „...concern not how those definitions *are produced* by the sociohistorical circumstances in which they emerged“ (Hervorhebung G.A.). Soll das heißen, dass die sozio-historischen Bedingungen die Definitionen doch bedingen, vielleicht sogar „verursachen“, aber hier einfach nicht interessieren sollen?

Wenn nun diese theoretische Frage des Zusammenhangs zwischen der Definition eines Sachverhalts und den sozio-historischen Bedingungen, in denen sie „entstanden“ sind, um einmal diese weichere Formulierung zu wählen, entweder als uninteressant oder nicht zu bewältigende, weil falsch gestellte Frage nicht weiter untersucht werden soll, wo bleibt dann so etwas wie *Theoriehaltigkeit* dieser Variante des konstruktionistischen Projekts? Die Verfasser bieten uns nur noch eine *empirische* Forschungsfrage an, von der man allerdings nicht erkennen kann, ob sie theoretische Bezüge aufweist, wenn die Autoren ihr Untersuchungsvorhaben darin sehen, zu klären „...how these definitions express the member’s conception of the ‚problem““ etc. Auch hier m.E. eine unzulässige Vagheit der Formulierung, denn man kann nur erforschen, *wie* bestimmte „Definitionen“ die Konzeption, die Menschen von einem Problem haben, zum *Ausdruck* bringen, wenn man diese Konzeption *objektiv* bestimmen kann. Wie will man erforschen, wie Akteure etwas zum Ausdruck bringen, wenn man nicht weiß, *was* sie zum Ausdruck bringen wollen? Es sei denn, man würde den Satz so verstehen wollen, dass die Konzeption eines bestimmten problematischen Sachverhalts mit der Summe der Äußerungen der Akteure zu diesem Sachverhalt identisch ist. Dann aber läuft Forschung auf die reine Verdoppelung der Realität hinaus.

„Social problems points to that class of social interactions *consisting of member’s analytically paraphraseable means for formulating, describing, interpreting, and evaluating a symbolically constructed and morally charged intersubjective existence. For members, claims are ‚readable at a glance‘* (Goffman 1979), *symbolic acts, and it is the sociologist’s task to specify the configuration of premises, conventions, categories, and sensibilities constitutive of social problems as idiomatonic productions“* (Ibarra/Kitsuse 1993: 24).

Eine der von Ibarra und Kitsuse unseres Erachtens völlig übersehenen methodologischen Probleme besteht darin, dass sie im Grunde ihre Position dadurch ad absurdum führen, dass sie den Gegenstand ihrer theoretischen und empirischen Analysen so weit fassen, dass er jegliche Identität verliert. Schon Spector und Kitsuse (1973) und Kitsuse und Spector (1973) hatten mit aller Entschiedenheit jeglichen Bezug auf irgendwelche objektiv gegebenen Sachverhalte aufgeben wollen und unter sozialen Problemen die „claims-making activities“ gegenüber „putative social conditions“ von bestimmten Gruppen verstehen wollen und sich damit erhebliche Probleme eingehandelt (vgl. Albrecht 1977, 1990: 16).

Sehen wir von dieser Problematik hier einmal ab und wenden uns stattdessen einem anderen Aspekt zu. In der zitierten Passage wird unterstellt, es gäbe so etwas wie zweifelsfrei dem Problemdiskurs zuordenbare Äußerungen von irgendwelchen Personen zu eben diesem Diskurs. Wer aber entscheidet aufgrund welcher Kriterien darüber, ob bestimmte Interaktionen/Texte zu „*einem* Diskurs“ gehören? Hängen die Diskurse über Bioethik mit Diskursen über die rechtlichen und ethischen Probleme der Abtreibung zusammen? Als außenstehender Wissenschaftler kann man natürlich einen inhaltlichen Zusammenhang konstruieren oder herausarbeiten, aber wie geht man damit um, dass die Akteure, deren Diskursbeiträge der Erforschung sozialer Probleme im Ibarra/Kitsuseschen Sinne zugrunde zu legen wären, diesen Zusammenhang nicht sehen bzw. nicht sehen wollen oder können?

Da potenziell vom Wissenschaftler zwischen allen gesellschaftlichen Issues Beziehungen hergestellt oder aufgedeckt werden können, stellt sich sofort die methodologische Frage, wie man denn überhaupt entscheiden soll, welche Äußerungen in etwaige Analysen einbezogen werden sollen und welche nicht. Die Akteure selbst darüber entscheiden zu lassen – was dem Glaubensbekenntnis dieses Ansatzes nahe läge –, ist erstens kaum realisierbar, zum Zweiten würde man vermutlich je nach Akteur unterschiedliche Antworten bekommen; was dann?

Ibarra und Kitsuse lassen auch die Frage der empirischen Identifikation von „Claims-making-Activities“ so gut wie völlig offen. So behaupten sie in Anlehnung an Goffman, jedes „Mitglied“ (Mitglied *von was* eigentlich?) könne zweifelsfrei erkennen, wann ein bestimmter Text Ansprüche anmeldet und welcher Art dieser Anspruch ist, denn was soll „readable at glance“ sonst bedeuten? Meines Erachtens ist die Sache aber doch von großer Komplexität. So mag es keine große Schwierigkeit bereiten, solche Texte als Ansprüche stellend bzw. beschwerdeführend zu identifizieren, in denen die Akteure ganz explizit und manifest entsprechende Forderungen erheben.

Claims können aber nicht nur dann Claims sein, wenn sie der Akteur als solche *explizit* formuliert und zum Ausdruck bringt, sondern sie können auch dadurch entstehen, dass der Adressat sie als solche deutet; sei es, weil sie als solche gemeint waren, obwohl sie nicht so daherkamen, sei es, weil er etwas in sie hinliest, was eigentlich nicht so gemeint war. Wie aber steht es mit Texten, in denen die Akteure bewusst, vielleicht aber auch ohne Reflektion, auf jegliche manifeste Kritik, Forderung und/oder Beschwerde verzichten. Sind rein deskriptive Abhandlungen über Traumatisierungen infolge von Polizeiverhören oder exakte psychologische Untersuchungen über die Folgen sexuellen Missbrauchs auch Texte, die den claims-making activities zugerechnet werden können oder gar müssen, selbst wenn sie keinerlei explizite moralische Bewertung, keinerlei praktische Schlussfolgerung oder politische Forderung enthalten? Gibt es dann überhaupt noch Lebensäußerungen, die nicht irgendein Konstruktionist als Beteiligung an einem Problemdiskurs reklamieren könnte? Ich möchte polemisch werden: Wenn Ibarra und Kitsuse (1993: 24) das Verhältnis von alltagsweltlichen Akteuren und Soziologen so sehen, dass *“members provide the linguistic productions and activities (the first-order*

constructs in Schutz's terminology), which the sociologist can in turn subject to theoretical (as opposed to practical) scrutiny (i.e., the second-order constructs)", dann übersehen sie dabei, dass die Soziologen im Grunde auf der Basis impliziter Theorien aus dem unendlichen Strom menschlicher Lebensäußerungen bestimmte herausgreifen und daraus so etwas wie einen „Diskurs“ erfinden, den sie dann nach den oben genannten Regeln untersuchen. D.h. sie konstruieren (auf der Basis eines unausgewiesenen metatheoretischen Verständnisses von dem, was irgendwie problematisierungsträchtig sein könnte) einen Diskurs, dem sie bestimmte Äußerungen, claims, zurechnen, die sie dann zu einem Problemdiskurs stilisieren, den sie anschließend „re-konstruieren“. Kurz und gut: Man rekonstruiert Konstruktionsprozesse, die man zuvor – ohne es zu merken – (mit-)konstruiert hat. Welche Erkenntnisse kann man davon erwarten?

Ibarra und Kitsuse (1993) sprachen – wie oben dokumentiert – zwar ausdrücklich von *Interaktionen*, in denen die Akteure auf die genannten verschiedenen Weisen die intersubjektive Existenz von bestimmten Sachverhalten konstruieren und bewerten, und das könnte man dann akzeptieren, wenn die Forschungsoperationen, mit denen Vertreter des CSP-Ansatzes diesen Prozess typischerweise untersuchen, sich auf die Generierung dieser *Sichtweisen* und ihrer interaktiven Überarbeitung tatsächlich einlassen würden. Das würde bspw. bedeuten, dass der diesem Paradigma verpflichtete Sozialforscher die Alltagswelt und das darin ablaufende interaktive Geschehen von Akteuren, deren „Claims-making activities“ Gegenstand der Forschung sind, genauestens betrachten und dabei rekonstruieren muss, wie in Auseinandersetzung mit anderen „Problembetroffenen“ oder mit anderen relevanten Bezugspersonen, Verbündeten oder Gegnern etc. diese Akteure eine Sichtweise und eine Deutung eines vermeintlichen Sachverhaltes entwickeln, die am Anfang dieses Prozesses der Beschwerdeführung steht.

Wenn Autoren wie Ibarra und Kitsuse aber im Grunde nur „Texte“ von Personen, die sie als Teilnehmer an einem Problemdiskurs identifiziert haben, betrachten (s.u.), lassen sie die zentrale Einsicht der Theorie des symbolischen Interaktionismus außer Acht, dass die Bedeutung von Handlungen und Sprechakten interaktiv produziert wird. Die Analyse von Texten und Positionspapieren von Diskursbeteiligten isoliert zu lesen und zu interpretieren und aus der Perspektive des Soziologen zu bestimmen, was ein Text „bedeutet“, setzt die Berücksichtigung der Reaktionen der Interaktionspartner und/oder der Adressaten von Texten voraus. Gerade bei strategischen Interaktionen – und um solche wird es sich in den späteren Phasen eines Problematisierungsprozesses in der Regel handeln – muss man aber berücksichtigen, dass das Verweigern einer Antwort eine besonders häufige und vielsagende, aber nicht in Texten nachweisbare Reaktion sein kann, dass das im Text zum Ausdruck kommende scheinbare Missverständnis kein wirkliches sein muss, sondern eine taktisch kluge Ablenkung von einem wichtigen Punkt oder ein Umdeutungsversuch des Ansinnens des Diskurspartners etc.

3. Theorie sozialer Probleme im Wandel: Wandel der Probleme, Wandel der Problematisierung oder Verlust der Wirklichkeit?

Es kann nicht übersehen werden, dass in den 25 Jahren, in denen auch im deutschen Sprachraum an einer „Theorie sozialer Probleme“ gearbeitet worden ist, die Akzente in der internationalen Diskussion zur Theorie sozialer Probleme sehr stark verschoben worden sind. Während Albrecht 1977 erstmals die neueren konstruktivistischen Ideen aus der amerikanischen Szene vorgestellt, kommentiert und mit den objektivistischen Positionen kontrastiert hatte, die bis dahin den „main stream“ repräsentierten, hat die konstruktivistische Position seit dieser Zeit fast eine hegemoniale Stellung errungen, so dass sich die Frage stellt, wie man diese Entwicklung erklären kann.

Schetsche (2000: 45 f.) kommentiert diesen Paradigmenwechsel so, dass man hier weniger von zwei konkurrierenden Theorien als von einer älteren und einer neueren Theorie sprechen könne. „Solche zeitlichen Veränderungen in der theoretischen Beschreibung eines Untersuchungsgegenstandes, der nicht selbst – wie dies in den Naturwissenschaften oft gilt – als prinzipiell invariant gilt“ lassen, so Schetsche, „grundsätzlich zwei Arten der Erklärung zu: Entweder ist der Wandel Folge empirisch zu beobachtender Veränderungen des Untersuchungsobjekts oder eine Veränderung hat ‚lediglich‘ in der theoretischen Perspektive stattgefunden“ (2000: 45).

Für die erste Erklärung verweist Schetsche auf meinen früheren Beitrag (Albrecht 1990), in dem ich als Ursache für den theoretischen Wandel vor allem auf Veränderungen bei den sozialen Gruppen abstellte, die nach *empirischer* Beobachtung als primäre Akteure auftreten. Ich hatte darauf verwiesen, dass die jüngere Problemsoziologie sich auf Probleme konzentriert habe, die von den *neuen sozialen Bewegungen* thematisiert werden, bei denen der Kampf gegen soziale Benachteiligung nicht mehr von einem die materiellen Lebensbedingungen bestimmenden Klassencharakter bestimmt wird: „Bedenkt man, dass die Problematisierungsforschung erst jüngerer Datums ist und sich vor allem auf gegenwärtige Fälle der Konstitution von sozialen Problemen konzentriert hat, so dürfte klar sein, dass in der bisherigen Forschungsbilanz jene Fälle dominieren, die eher den *neuen sozialen Bewegungen* entsprechen, für die die Mehrheit der Autoren behauptet, dass die Qualität des Übelstandes, auf den sich die Problematisierung richtet, für die Konstitution der sozialen Bewegung irrelevant ist.“ (Albrecht 1990: 11 f.). Aus diesem Grunde hatte ich den Wechsel von der „alten“ zur „neuen“ Theorie als eine „in der Natur der Sache“ bedingte und damit letztlich als ‚adäquate Antwort‘ auf die Entwicklung, dass immer häufiger immaterielle und nicht mehr materielle Notlagen Problemwahrnehmungen auslösen, gedeutet.

Als typische Vertreter einer Erklärung des zweiten Typs nennt Schetsche Reinman und Levine (1995), die „die Ablösung der objektivistischen durch die konstruktivistische Betrachtungsweise als politisch motivierten Paradigmenwechsel“ deuten, indem sie am Beispiel der USA aufzeigen, „dass die Entwicklungen in der empirischen Forschung ebenso wie in der Theoriebildung in zeitlich engem (und

wie die Autoren behaupten: auch kausalem) Zusammenhang mit Veränderungen der politischen Rahmenbedingungen stehen, die durch die Präsidentschaft Ronald Reagans symbolisiert werden“ (Schetsche 2000: 46), durch die per strikter Kontrolle der Forschung über die Finanzierung die Aufmerksamkeit von strukturellen Hintergründen weg auf individuelle Devianzen gelenkt worden sei. „Der Übergang zur konstruktionistischen Theorie wäre demnach das Ergebnis der Veränderung politisch-ideologischer Rahmenbedingungen, deren Wirkungsmacht das soziologische Denken sich nicht zu entziehen vermochte“ (ebd.).

Korrekterweise hält Schetsche die Erklärungsalternativen damit aber dann doch nicht für ausgeschöpft und führt eine dritte Möglichkeit ein: „Sie interpretiert den Übergang von der objektivistischen zur konstruktionistischen Theorie als Folge von Veränderungen im ontologischen Status der ‚sozialen Wirklichkeit‘ selbst, deren Bestandteil soziale Probleme sind“ (ebd.). Um diese dritte Position zu begründen stellt Schetsche (2000: 46 f.) auf den Unterschied ab, der im Verständnis der beiden klassischen Schulen dem wissenschaftlichen Wissen zukommt, das sie verarbeiten und erzeugen. Da die Konstruktionisten – anders als die „Objektivisten“ – keine epistemologische Überlegenheit wissenschaftlichen Wissens und damit auch keinen bevorzugten Beobachterstatus der Soziologie für sich reklamierten, sei der Verzicht auf die Analyse objektiver sozialer Sachverhalte und deren politisch-moralische Bewertung eine notwendige Folge. Schetsche folgert: „Es geht beim Wechsel zum konstruktionistischen Verständnis offensichtlich nicht darum, dass soziale Probleme aufgrund divergierender Arten von Lebenslagen heute anders thematisiert würden als früher, sondern darum, dass solche Lebenslagen aktuell von der Soziologie ‚wissenschaftlich-objektiv‘ nicht beschrieben werden können. Dies lässt sich, wenn wir einmal ausschließen, dass die neuere Problemsoziologie verglichen mit der älteren gewollt oder ungewollt an Untersuchungskompetenz eingebüßt hat, nur dadurch erklären, dass der Zugang der Soziologie zu ihrem Untersuchungsfeld in den letzten Jahrzehnten tatsächlich schwieriger (um nicht zu sagen: problematisch) geworden ist“ (Schetsche 2000: 46).

Diese Passage scheint mir in sich widersprüchlich, denn sie behauptet, dass die Soziologie „solche Lebenslagen“ „aktuell“ „nicht ‚wissenschaftlich-objektiv‘“ „beschreiben“ könne. Da diese Argumentation darauf zielt, den Paradigmenwechsel zu erklären, müsste es also früher anders gewesen sein; d.h., früher waren „wissenschaftlich objektive Beschreibungen“ möglich. Andererseits will der Verfasser, da ihm das offensichtlich unsinnig erschiene, die Möglichkeit ausschließen, die Soziologie habe an Untersuchungskompetenz eingebüßt. Diese Wendung könnte man nur dann verstehen, wenn der Verfasser schlicht nur meint, dass die Soziologen ihren Methodenkanon heute nicht schlechter beherrschen als früher; aber er spricht ja ausdrücklich von der *Soziologie* und ihrer *Untersuchungskompetenz*, also ihrem methodischen Rüstzeug, und nicht von den handwerklichen Qualitäten einzelner Wissenschaftler. Die Untersuchungskompetenz würde ich dann für gleich bleibend halten, wenn das methodische Arsenal eine gleich bleibende Qualität zur Erfassung des Untersuchungsgegenstandes aufweist.

Wie soll dann aber der „Zugang der Soziologie zu ihrem Untersuchungsfeld“ schwieriger geworden sein? Schetsche gibt dem folgende Wende: *“Wenn wir einmal unterstellen, diese Annahme sei zumindest tendenziell zutreffend, erscheinen die objektivistische und konstruktivistische Theorie nicht als konkurrierende, sich wechselseitig ausschließende Beschreibungen bzw. Erklärungen sozialer Probleme, sondern als zwei zu ihrer Zeit jeweils angemessene wissenschaftliche Bestimmungen sozialer Phänomene, deren Wirklichkeitsstatus selbst einem historischen Veränderungsprozess unterlag (und unterliegt): Während die objektivistische Problemsoziologie mit Problemen zu tun hatte, deren soziale Bedingungen von ihr wissenschaftlich und objektiv bestimmt werden konnten, sieht sich die konstruktivistische Problemsoziologie mit Thematisierungen konfrontiert, bei denen – zumindest mit den bisher verwendeten Methoden – nicht zu ermitteln ist, ob und welche ‚objektiven Sachverhalte‘ ihnen zugrunde liegen. Pointiert formuliert: Die sozialen Bedingungen selbst sind nicht mehr das, was sie einmal waren. Und die Ursache für diese Veränderung im ontologischen Status der ‚sozialen Bedingungen‘ ist – so meine These – ein grundlegender Wandel des Verhältnisses zwischen materieller und symbolischer Welt, ein Wandel, der am Ende des zwanzigsten Jahrhunderts das traditionelle soziologische Verständnis von der Wirklichkeit nicht nur auf dem Gebiet sozialer Probleme in Frage stellt“* (Schetsche 2000: 47; Hervorhebung im Original).

Betrachten wir diese Textpassage einmal genauer, so stellen sich einige Fragen ein. Zunächst einmal wollen wir nur das Problem anmerken, aber nicht im Detail weiterbefragen, ab wann denn eine Aussage, auf die der erste Satz des Zitats abstellt, als *tendenziell* richtig oder zutreffend bezeichnet werden könnte? Handelt es sich um eine empirische Aussage, dann muss ihr Wahrheitswert empirisch bestimmt werden können. Handelt es sich um eine erkenntnistheoretisch gemeinte Aussage, dann kann diese nicht „ein wenig“ richtig sein, sondern nur richtig oder falsch, aber sie ist nicht prüfbar. Lassen wir auch hier ohne nähere Beachtung, dass Schetsche den Sachverhalten, den sozialen Bedingungen, an die Problematisierungsprozesse nach Meinung der „objektivistischen“ Problemsoziologie anknüpfen, hier vielleicht einen höheren Grad an „Objektivität“ zuschreibt, als diese es selbst tun würden (vgl. Albrecht 1990: 8 f.). Befassen wir uns stattdessen mit der postulierten „Veränderung im ontologischen Status der ‚sozialen Bedingungen‘“, die Schetsche in einem grundlegenden Wandel des „Verhältnisses zwischen materieller und symbolischer Welt“ begründet sieht.

Dieser Prozess, den Giesen (1991) als ‚Entdinglichung des Sozialen‘ bezeichnet hat, ist nach Baudrillard (1978), auf den sich Schetsche immer wieder beruft, Teil einer Abfolge kommunikativer Ordnungen, die sich durch ein je spezifisches Verhältnis zwischen der materiellen und der symbolischen Welt auszeichnen. Seit Beginn der Moderne sieht Baudrillard (1991: 79-117) drei aufeinander folgende „Simulakren“, also Systeme von Zeichen, die in einer ganz spezifischen Beziehung zur materiellen Welt stehen und ein Bild von der Wirklichkeit ergeben, das Welt erst symbolisch erzeugt und reproduziert.

Zunächst ist die von Baudrillard der vorindustriellen Epoche zugerechnete so genannte „*Ordnung der Imitation*“ zu nennen, in der die symbolische Welt eine als natürlich verstandene Wirklichkeit lediglich nachbildet bzw. ungebrochen abbildet. „Kommuniziert wird nur das, was aus Sicht der Erzähler wirklich ist oder wirklich war (also: was geschehen ist)“ (Schetsche 2000: 47). Die im Verlauf der industriellen Revolution entstehende „*Ordnung der Produktion*“ kennt die Trennung zwischen der „natürlichen Welt“ und der neuen, „künstlichen“ Welt. Neben die symbolische Imitation der materiellen Wirklichkeit tritt nun auch die systematische Produktion der materiellen Wirklichkeit. Schetsche: „*Die alte Vorstellung von der Wiedergabe der Wirklichkeit bleibt dabei jedoch bestehen – charakteristisch für die Wissensproduktion in dieser ‚Epoche‘ ist die grundlegende Trennung von Fakten und Fiktionen, also von abgebildeten und erschaffenen Wirklichkeiten*“ (ebd.). In der *Ordnung der Simulation*, die gegenwärtig entsteht, werde diese Trennung zwischen Realität und Fiktion obsolet. In ihr – so Baudrillard (1991: 94, zitiert nach Schetsche 2000: 48) – gebe es „weder etwas Reales noch ein Referenzsystem, mit dem man es konfrontieren könnte“. „Zeichen bilden hier nicht mehr die Wirklichkeit ab, sondern sie *sind* die einzige handlungsrelevante Wirklichkeit“ (Schetsche 2000: 48; Hervorhebung im Original).

Während die Ordnung der *Imitation* durch die Unterscheidung in die materiell-äußere (natürliche) Welt, die von den Naturwissenschaften, und die symbolisch-innere (menschliche) Welt, die von den Geisteswissenschaften untersucht wird, geprägt ist, wird die materiell-äußere Welt in der Ordnung der *Produktion* in eine natürliche und eine von Menschen geschaffene Welt *verdoppelt*. Auf diese Weise sei die symbolisch-innere Welt auf zwei Referenzsysteme zu beziehen und neben die Abbildung der vom Menschen vorgefundenen ‚natürlichen‘ Welt trete die Darstellung der von ihm geschaffenen ‚künstlichen‘ Welt. Das habe fundamentale Folgen für die Sozialwissenschaften, denn einerseits beschäftige sie sich, wie die Naturwissenschaften, mit der materiellen Welt, andererseits aber auch, wie die Geisteswissenschaften, mit der symbolischen Welt. Entscheidend sei jedoch, dass die Sozialwissenschaft trotz der Doppelnatur ihres Gegenstandes immer auf „...die neue, von Menschen gemachte ‚Hälfte der Wirklichkeit‘ bezogen...“ (ebd.) ist.

Für die traditionelle soziologische Forschung war typisch, dass sie davon ausging, dass die materielle Welt von der Welt ihrer symbolischen Abbildung unterscheidbar ist, auch wenn sie wusste, dass in der von Menschen gemachten Wirklichkeit die Welt der Symbole Einfluss darauf hat, wie sich dieser Teil der Realität darstellt, unabhängig von der Frage, ob eher materielle Verhältnisse das Denken oder eher das Denken für die Herstellung bzw. Gestaltung der materiellen Lebensverhältnisse bestimmend ist. In der Ordnung der Produktion bleibe „doch eindeutig, dass die von Menschen erzeugte Wirklichkeit (ebenso wie die natürliche) als materielle real existiert und als solche *symbolisch angemessen abgebildet werden kann*“ (Schetsche 2000: 48).

Diese für alle Aussagen der Wissenschaften über die objektive Beschaffenheit der äußeren Welt fundamentale Voraussetzung verschwindet nach Auffassung

Baudrillards in der Ordnung der Simulation – nicht weil die materielle Welt aufgehört zu existieren, sondern weil „... *die symbolische Welt eine solche Übermacht erlangt, dass zumindest der von Menschen gemachte Teil der materiellen Welt ... epistemisch ausgelöscht und damit auch für die Wissenschaft zunehmend unerreichbar wird. Die >Ordnung der Simulation< verdrängt die als >authentisch< begriffene und erlebte Wirklichkeit, welche traditionellerweise im Zeichen noch dargestellt wird, unwiederbringlich aus dem Zentrum der Sinneswahrnehmung, während die Realität der Simulationen, die >Hyperrealität<, zum bestimmenden Konstruktionsmodell von Wirklichkeit erhoben wird ...*“ (Kraemer 1994: 52). *Es können nicht mehr soziale, sondern nur noch symbolische ‚Tatsachen‘ empirisch untersucht werden ... Das Soziale in der Ordnung der Simulation ist nicht mehr real, sondern – wie Baudrillard es nennt – hyperreal.*“ (Schetsche 2000: 48 f.)

Ich muss hier von einer weiteren Diskussion der Ideen Baudrillards und insbesondere von dessen Ausführungen zur „vierten Ordnung“, dem Stadium der „Viralität“ (vgl. Baudrillard 1992), absehen. Es kann nicht bezweifelt werden, dass ein Wandel im Verhältnis zwischen materieller und symbolischer Welt eingetreten ist, der dazu geführt hat, dass zumindest der von Menschen gemachte Teil der materiellen Welt auch für die Wissenschaft zunehmend schwerer zu erforschen wird (S. 14). Eine fundierte Auseinandersetzung mit dieser „Theorie“ kann hier aber nicht erfolgen. Sie scheint mir bis zu einem gewissen Grad bedenkenswert, aber als ein dem symbolischen Interaktionismus nahe stehender Soziologe halte ich die Relevanz symbolisch vermittelter Wirklichkeitselemente schon in den beiden ersten „Ordnungen“ für völlig unterschätzt, so dass die von Baudrillard erst für die Gegenwart diagnostizierten Probleme für wissenschaftliche Erkenntnis schon existierten, bevor die Sozialwissenschaften im engeren Sinne auf den Plan traten.

Vor allem aber fragt sich, durch welche „seherischen Qualitäten“ Baudrillard die *empirische* Einsicht gewonnen haben könnte, dass die Welt des Subjekts in der „Ordnung der Simulation“ dadurch ausgezeichnet ist, dass der Anteil der „von Menschen geschaffenen Objekte, deren Status in der Mehrheit der Fälle nicht mehr nachprüfbar ist“, überwiegt, so dass es „weder etwas Reales [gibt], noch ein Referenzsystem, mit dem man es konfrontieren könnte“. Spitzfindig könnte man sagen, hier liege eine „petitio principii“ vor: die Prämisse des zentralen Arguments setzt die Richtigkeit des Arguments voraus. Und eine „Erklärung“ für die Entstehung der Ordnung der Simulation wird obendrein nicht geboten. Wenn Schetsche (2000: 50) die Ideen Baudrillards wie folgt zusammenfasst: „Ursache der Entstehung der Ordnung der Simulation und damit der Herrschaft des Hyperrealen ist die Übermacht, welche die Erzeugung und Verteilung symbolischer Formen gegenüber der materiellen Produktion und Reproduktion erhält“, so ist dies allenfalls eine als Erklärung verkaufte Definition.

4. Modernisierung und Globalisierung als Hintergründe für die zunehmende Entkoppelung von problematischen Sachverhalten und Problematisierungsverläufen

Ich möchte nun im Folgenden in kurzen Ideenskizzen andeuten, in welcher Hinsicht es möglich sein könnte, die Tatsache, dass es eine tendenzielle Entkoppelung zwischen der Auslösung von Problematisierungsprozessen und Veränderungen in den objektiven Situationen im Sinne eines „Problemdrucks“ gibt, zu erklären, ohne zu so abgehobenen gesellschaftstheoretischen und erkenntnistheoretischen Ansätzen zu greifen, wie sie z.B. Schetsche in Anlehnung an Baudrillard und Giesen gewählt hat. Um es in der Sprache der Fußballer zu formulieren: Vielleicht kommt man weiter, wenn man die „Bälle etwas flacher hält“. Im Übrigen ergeben sich dabei dann durchaus Anknüpfungspunkte an solche sehr abstrakten Theorien.

4.1 Masterthemen und Themenkonjunkturen

Bedeutsam scheint mir der Gedanke zu sein, dass es schon allein deshalb, insbesondere in der neueren Zeit, keine simple Konkomitanzbeziehung zwischen objektiven Bedingungen und problematisierten Sachverhalten, sozialen Problemen, gibt, weil es bestimmte „Masterthemen“ gibt, die dann, wenn sie sich einmal durchgesetzt haben, in der Folge viele potentielle „Unterprobleme“ problematisierbar machen, so dass eine Art von „Problemwelle“ ausgelöst wird. Bestimmte Sachverhalte, die von ihren „objektiven“ Qualitäten her eine Möglichkeit abgeben, sie als ein *Unterthema* eines solchen *Masterthemas* zu deuten, haben eine größere Wahrscheinlichkeit in diesem Zusammenhang mit-problematisiert zu werden, als der „Problemhaltigkeit“ an und für sich entsprechen würde, z.B. verglichen mit anderen potenziell problematisierbaren Sachverhalten. Dies könnte man vermutlich an den Masterthemen „Umwelt“ und „Benachteiligung von Frauen“ und vielleicht in der nahen Zukunft beim Thema „Tierschutz“ demonstrieren.

Hat sich ein bestimmter Sachverhalt mit solchen „Schlüsselqualitäten“ nach vielen Jahrzehnten immer erneuter Versuche der Problematisierer, um ihn herum ein sozialer Problem zu konstituieren, einmal tatsächlich als „soziales Problem“ etablieren können, so entdecken die Betroffenen, die Medien, die Öffentlichkeit, die Wissenschaft, die Politik, die Verwaltung und zunehmend auch die Wirtschaft immer neue „Unteraspekte“ des Generalthemas, die bis dahin nicht angemessen beachtet worden zu sein scheinen. Dies vielleicht gerade auch in der Absicht, ein brisantes soziales Problem in verschiedene Probleme zu zerlegen, um Handlungsfähigkeit zurückzugewinnen. Dazu sei auf die weiterführenden Ideen von Nedelmann verwiesen (siehe dazu den folgenden Abschnitt).

Ist erst einmal die „Jagd eröffnet“, bindet auf der anderen Seite ein solches Thema die Aufmerksamkeit, die Beobachtungskapazitäten etc. derart stark, dass zum Einen „alte“ Themen in den Hintergrund gedrängt oder potentielle andere neue Themen zumindest zunächst einmal nicht zum Zuge kommen, auch wenn sie in der Zwischenzeit unter Umständen bedrohlicher, schädlicher etc. sind als einige

der Sachverhalte, die von der „Bugwelle“ des neuen Masterthemas erfasst worden waren und dadurch eine Aufmerksamkeit gefunden haben, die in keinem Verhältnis zu den nun *übersehenen* Sachverhalten steht. Bevor wir auf die Problematik der Dynamik eingehen, die dadurch ausgelöst werden kann, wollen wir diesen Prozess aus einer globaleren Perspektive betrachten.

4.2 *Internationalisierung/Globalisierung*

Die zunehmende Internationalisierung, ja Globalisierung des gesamten gesellschaftlichen Lebens, die Entstehung der Weltgesellschaft, die ja in gewisser Hinsicht auch eine *Welt-Wissensgesellschaft* geworden ist, hat nicht nur zur Konsequenz, dass neue problematische Sachverhalte verursacht werden, z.B. strukturelle Arbeitslosigkeit in den alten Industriegesellschaften durch Verlagerung von weniger anspruchsvollen Arbeiten in Billiglohnländer irgendwo auf der Welt. Wichtiger für unsere spezifische Thematik der Problematisierungsprozesse mag sein, dass das Wissen über Problematisierungsbemühungen und -erfolge gegenüber einem bestimmten Sachverhalt in bestimmten Ländern mit einer gesellschaftlichen „Vorreiterrolle“ ohne nennenswerte zeitliche Verzögerung auch in solchen Ländern bekannt und aufgenommen wird, in denen der betreffende Sachverhalt in diesem Ausmaß bzw. in dieser Qualität noch gar nicht gegeben ist bzw. in denen die Betroffenen selbst oder die allgemeine Öffentlichkeit in Bezug auf diesen Sachverhalt noch nicht oder erst sehr wenig sensibilisiert sind. Dafür spricht schon allein der Umstand, dass für die Massenmedien Aktualität alleroberstes Gebot ist und gerade Nachrichten aus Ländern mit dieser Vorreiterrolle in den „Nachzüglergesellschaften“ auf ganz besonderes Interesse rechnen dürfen. Dafür spricht des Weiteren, dass auch und gerade in Wissenschaft und Forschung Karriereinteressen nahe legen, sich möglichst schnell mit Thematiken zu befassen, die von anderen Kollegen und Konkurrenten im eigenen nationalen Kontext noch nicht aufgegriffen wurden, von denen man aber durch „graue Papiere“, informelle Kontakte und Internetbotschaften als „letzten Schrei“ gehört hat. Dafür spricht auch, dass für Problematisierungsprozesse in der jüngeren Vergangenheit und Gegenwart die Rolle von Eliten, insbesondere von Betroffeneneliten, immer bedeutender wird – und diese Eliten haben besonders leichten und guten Zugang zu internationalen Diskussionen und Informationsnetzwerken.

Ferner ist hierbei zu beachten, dass sich hieraus sehr unterschiedliche Entwicklungen in einzelnen Gesellschaften ergeben dürften. Dort, wo die Problematisierungsprozesse ihren Ausgang nehmen und wo in gewisser Weise „objektiv“ gegebene problematische Bedingungen an der Auslösung der Problemkonstitution kausal beteiligt waren und von denen die oben genannten internationalen Diffusionsprozesse ausgegangen waren, dürfte es in der Regel leichter sein, entsprechende soziale Bewegungen dauerhaft als Träger eines solchen Problematisierungsprozesses zu kreieren als in Ländern, in denen das Problembewusstsein der Mehrheit der Betroffenen noch weniger entwickelt war. Sei es, weil die problematischen Bedingungen nicht in der quantitativen und/oder qualitativen Ausprägung vorliegen wie

in der „Vorreitergesellschaft“, sei es weil die dem Problematisierungsprozess zu Grunde liegende Wahrnehmung, Deutung und Bewertung die einer untypischen Teilgruppe sind, nämlich die einer Elitegruppe, die mit internationalen Entwicklungen von Ideen besser vertraut ist als mit denen der eigenen Gesellschaft. Es liegt auf der Hand, dass sich dasselbe „soziale Problem“ – hier ist aber auf die Tatsache zu achten, dass es „dasselbe“ soziale Probleme in verschiedenen Gesellschaften im Grunde gar nicht geben kann – in den späteren Phasen seiner „Karriere“ ganz unterschiedlich darstellen dürfte, je nachdem, ob es in einer bestimmten Gesellschaft quasi endemisch ist oder – zumindest zunächst – als reines Resultat der Diffusion von Ideen in einer sich globalisierenden Welt verstanden werden muss.

4.3 *Professionalisierung*

Wichtig scheint mir auch der Gedanke, dass sich über die verschiedenen wohlfahrtsstaatlichen Regimetypen (vgl. u.a. Esping-Anderson 1990) hinweg in den sozialstaatlichen Regierungsinstitutionen innerhalb der Beamtenschaft eine Expertenschaft entwickelt hat, die ihre Stellung und ihre Relevanz im Zeitablauf dadurch legitimiert, dass sie antizipativ auf sich andeutende Problemlagen reagiert und sich sehr aktiv an der Konstitution eines sozialen Problems beteiligt (vgl. Albrecht 1979). Sei es, weil sie mit der eigenhändig beeinflussten Konstitution eines neuen sozialen Problems vermeiden will, dass die Entwicklung aus dem Ruder läuft und unter Umständen von der Opposition genutzt wird, um vermeintliche oder tatsächliche Versäumnisse zu dokumentieren; sei es, weil sie durch die Schaffung von Nebenschauplätzen von anderen, drängenden und vielleicht noch schlechter lösba- ren problematischen Bedingungen ablenken will etc.

Vor allem ist aber zu bedenken, dass sich durch die Entwicklung solcher verschiedener Typen von Wohlfahrtsregimes auch eine spezifische Art der staatlichen und/oder öffentlichen Sichtweise bzw. Umgangsweise mit problematischen gesellschaftlichen Sachverhalten einstellt, die sich zum Teil hinter dem Rücken bzw. ohne bewusste Reflektion der Akteure institutionalisiert. Es können sich so komplexe Strukturen von Deutungsmustern etablieren, die für den Prozess der Konstitution von sozialen Problemen „Drehbücher“ oder „Skripte“ bereithalten, auf die in Situationen des Handlungsdruckes schnell zurückgegriffen wird (vgl. zum Skriptkonzept der Psychologie Schank und Abelson 1977). Die Folge ist, dass soziale Probleme in einer Art und Weise konstituiert sind, dass ganz spezifische Aspekte der betreffenden sozialen Sachverhalte beachtet bzw. akzentuiert, andere dagegen wenig berücksichtigt, vielleicht sogar absichtlich oder unabsichtlich unterdrückt werden.

Das mag darin begründet liegen, dass bei einer andersartigen Konstitution absehbar andere gesellschaftliche Reaktionen nahe liegend oder gar notwendig würden, die aber mit den institutionalisierten Denk- und Handlungstraditionen des je spezifischen wohlfahrtsstaatlichen Regimes nicht oder nur begrenzt vereinbar wären.

4.4 Deutungsmuster und Wertkonfliktansatz

Auf etwas andere Weise hat dies schon in den 30er Jahren Willard Waller (1936) zum Ausdruck gebracht, als er in der Debatte um den so genannten Wertkonfliktansatz darauf verwies, dass für die Art und Weise der Auseinandersetzung mit problematischen Sachverhalten weniger die allgemeinen Werte entscheidend sind, sondern eher die institutionalisierten „mores“, also die historisch gewachsenen, gewohnheitsmäßig praktizierten Modi der alltagspraktischen Bewältigung von gesellschaftlichen Herausforderungen. Zwar sind die allgemein mehr oder weniger geteilten Werte bedeutsam für die Identifikation bestimmter Bedingungen als gesellschaftlich unerwünscht, die dagegen tatsächlich eingesetzten Maßnahmen orientieren sich aber erfahrungsgemäß daran, dass sie mit den institutionellen Sitten und Gebräuchen kompatibel sind.

Daraus ergeben sich für die Effekte der Globalisierung auf die Karriere von sozialen Problemen interessante Gesichtspunkte. Man darf wohl davon ausgehen, dass für die Frage der Auslösung von Problematisierungsprozessen durch den beschleunigten Gedanken- und Ideenaustausch durch weltweite Kommunikationsmedien entscheidend ist, dass die Modernisierung und Globalisierung zwar noch nicht zu einer weltweiten Übereinstimmung in zentralen Werten geführt hat, aber doch die Werte der Vorreitergesellschaften zunehmend zumindest in den führenden gesellschaftlichen Teilgruppen so weit übernommen worden sind, dass Kampagnen, die auf eine nicht tolerable Diskrepanz zwischen diesen Werten und der sozialen Realität hinweisen, keine Probleme haben dürften, zumindest auf einer vordergründigen Ebene auch in anderen Ländern, in denen entsprechende Sichtweisen aus welchen Gründen auch immer noch nicht propagiert und kolportiert worden waren, Akzeptanz zu finden und mindestens eine bestimmte Zahl von „Aktivisten“ zu animieren, den betreffenden Sachverhalt auch in der eigenen Gesellschaft zu skandalisieren und die ersten üblichen Phasen der Konstitution eines sozialen Problems in Gang zu setzen.

Danach aber dürften die weiteren Phasen der Problemkarriere deutlich differieren, spricht doch vieles dafür, dass die institutionellen „mores“ nicht in der gleichen Weise wie die allgemeinen Werte im Zuge des weltumfassenden Modernisierungsprozesses angeglichen, homogenisiert werden, sondern sich sehr viel langsamer „von außen“ beeinflussen lassen, spiegeln sie doch die Art und Weise wieder, wie sich die gesellschaftlichen Werte in einem langen historischen Prozess in der alltäglichen Praxis, in den institutionellen Strukturen und Regeln, rechtlichen und politischen Regelungen niedergeschlagen und das gesellschaftliche Leben wie durch eine Art „Tiefengrammatik“ gestalten.

Auch bei übereinstimmender Bewertung eines bestimmten Sachverhalts dürften sich – selbst bei Kenntnis der Art und Weise, in der in anderen Gesellschaften politisch auf diesen Sachverhalt reagiert wird – in den verschiedenen Nationalgesellschaften sehr unterschiedliche Politiken im Umgang mit dem „Problem“ ergeben. Die oben angesprochenen kulturell gewachsenen Deutungsmuster machen dann aus dem scheinbar identischen Problem in den verschiedenen Gesellschaften verschie-

dene soziale Probleme. Es dürfte sich auch hier etwas wiederholen, was auf anderen Gebieten als „Glokalisierung“ bezeichnet wird.

5. Nedelmanns Theorie der Problembearbeitung

Für ein zu entwickelndes Forschungsprogramm, das zentrale Fragen der konstruktivistischen Problemsoziologie aufgreift, ohne sich in deren Theorieabstinentz und Beliebigkeit bei der Auswahl von Konstruktionsprozessen zu verlieren, finden sich m.E. nach wie vor sehr fruchtbare Anregungen bei der nun schon etwas älteren Arbeit von Nedelmann (1986), gegen die ich zwar an anderer Stelle schon gewisse Einwände vorgetragen habe, die aber dennoch verdiente, systematisch weiterentwickelt zu werden.

Kritisch anzumerken ist vorweg eine gewisse Inkonsistenz oder Inkonsequenz in der wissenschaftstheoretischen oder erkenntnistheoretischen Position, die dieser Arbeit zu unterliegen scheint. Auf diese Problematik müssen wir verschiedentlich verweisen, sie soll aber nicht im Zentrum stehen. Ausgehen möchten wir von der Beobachtung, die Nedelmann (1986: 17) in Zusammenhang mit gesellschaftlichen Deutungen und Bewertungen von Konflikten und Krisen macht, nämlich die, dass dabei regelmäßig von der Notwendigkeit der Lösung solcher Krisen und Konflikte die Rede ist. Das bedeutet, *„dass Konflikten und Krisen eine ihnen innewohnende ‚objektive‘ Dringlichkeit oder ein ‚Sachzwang‘ zugeschrieben wird. Das hat sicher eine gewisse Berechtigung : Fehlt Geld, um Rentenreserven aufzustocken, mangelt es an Arbeitsplätzen, um Jugendliche einzustellen, sinkt die Zahl der Beitragszahler etc...., so liegen sicher Umstände vor, die man als ‚objektiv‘ bezeichnen kann. Die Entwicklung, die die meisten westeuropäischen Länder in den letzten zehn Jahren durchgemacht haben, zeigt jedoch, dass in dem Ausmaß, in dem es schwer, wenn nicht sogar unmöglich ist, diese ‚objektiven‘ Bedingungen zu ändern, in dem Maße gewinnt der ‚subjektive‘ oder kulturelle Aspekt zunehmende Bedeutung“* (ebd.).

Dieses Zitat beleuchtet in vielfältiger Weise unsere Problematik: Erstens deutet die Verfasserin durch die Ausführungszeichen bei „objektiver Dringlichkeit“ und bei „Sachzwang“ und durch die Formulierung „zugeschrieben“ an, dass sie zumindest Zweifel hat, ob es diese „objektiven“ Qualitäten überhaupt in irgendeiner Weise gibt. Zweitens sagt sie aber, diese Zuschreibung habe „eine gewisse Berechtigung“, denn sie benennt „objektiv“ gegebene Umstände. Drittens sagt sie aber auch, dass dann, wenn es „schwer“ oder „unmöglich“ ist, diese „objektiven“ Bedingungen zu ändern, der „subjektive“ oder kulturelle Aspekt zunehmend an Bedeutung gewinne. Die Relevanz „subjektiver“ bzw. kultureller Faktoren bestimmt sich in dieser Konzeption offensichtlich als Funktion „objektiver“ gesellschaftlicher Gegebenheiten, allerdings in der absurden Form, dass die subjektiven oder kulturellen Aspekte sozialer Probleme dann größer werden, wenn auch die „objektiven“ Rahmenbedingungen „zwingend“ sind bzw. zu sein scheinen. Die Gleichsetzung von „subjektiven“ oder „kulturellen“ Aspekten sozialer Probleme stellt aller-

dings insofern einen Missgriff dar als Kultur absolut nichts „Subjektives“, Individuelles oder Idiosynkratisches ist, sondern etwas sozial Bedingtes, Geteiltes und in hohem Maße Verbindliches.

Könnte man diese Position auf den ersten Blick als eine ganz harte „objektivistische“ ansehen, da anscheinend oder vielleicht besser: scheinbar „objektive Bedingungen“ darüber entscheiden, welche Relevanz „subjektiven“ oder kulturellen Aspekten sozialer Probleme zukommt, ist bei näherer Betrachtung auch eine andere Lesart möglich. Woran erkennt man die tatsächliche oder vermeintliche „Unmöglichkeit“, etwas zu ändern? Diese vermeintliche „Unmöglichkeit“ wird immer nur eine hypothetische sein. Wenn man von der Unmöglichkeit so sehr überzeugt ist, dass man die Änderung wegen dieser Unterstellung gar nicht erst versucht, hat man sie ja in keiner Weise dokumentiert. Wenn man es versucht, aber nicht geschafft hat, kann immer noch argumentiert werden, dass man die falschen Mittel oder die richtigen Mittel nicht intensiv genug eingesetzt hat etc. In gewisser Hinsicht sind also die von der Verfasserin genannten Voraussetzungen für die Inthronisation der „subjektiven“ und/oder „kulturellen“ Aspekte sozialer Probleme als zentrale Parameter selbst Ergebnis von Konstruktionen, allerdings von Konstruktionen der lebensweltlichen Akteure. Die Verfasserin argumentiert hier konstruktionistischer als ihr klar zu sein scheint.

Der Punkt, auf den es im Folgenden jedoch ankommt, ist die m.E. zentrale Einsicht Nedelmanns, dass moderne Gesellschaften – entgegen den theoretischen Annahmen der Sozialwissenschaften – durchaus mit ungelösten Problemen, schweren Konflikten und anhaltenden Krisen leben und überleben können, ja dass es gerade zu den Merkmalen moderner Gesellschaften gehört, dass sie die Konflikte, die sie produzieren, nicht unbedingt positiv lösen und ihre Ursachen nicht beseitigen können. Wegen des hohen Grades der Verflechtung von Konflikten schaffen Versuche der Konfliktlösung in dem einen sozialen Bereich neben „perversen Effekten“ nicht selten auch neue Konflikte in anderen sozialen Bereichen, zumal Änderungen viele Nebenwirkungen haben können, die andere negativ tangieren können. So scheint oft nur die Wahl zwischen Konflikten unterschiedlicher Art und Stärke zu bleiben (Nedelmann 1986: 14 f.), aber man kann man sich auch nicht leisten, keine Lösung zu versuchen oder Entscheidungen nur zu vertagen. Mit ungelösten Problemen leben zu können, gelingt modernen Gesellschaften dank ihrer Systemflexibilität, die nicht zuletzt darauf beruht, Ziele verschieben, umdeuten und erneuern zu können – und damit den Krisencharakter von Problemen zu entschärfen.

Die Autorin geht davon aus, dass dann, wenn von der ‚Basis‘ her kein Beitrag zur Problemlösung geleistet werden kann, der ‚Überbau‘ bemüht wird, um Problemdruck und Krisenschärfe zu lockern (ebd., S. 18). Systemflexibilität kann dann dadurch gewonnen werden, dass das ‚kulturelle Milieu‘ sozialer Probleme, das sich als Ergebnis von Interaktionsprozessen zwischen Akteuren unterschiedlichen Typs ergibt, verändert wird. Bei der Analyse des kulturellen Milieus sozialer Probleme sind die drei Dimensionen Differenzierung (= das Ausmaß, in dem soziale Probleme in Unterasspekte zerlegt bzw. desaggregiert werden), das moralische Milieu und

die Wertladungs-Intensität zu unterscheiden. Die Handlungsflexibilität kann dadurch beeinflusst werden, dass der Differenzierungsgrad sozialer Probleme variiert wird (Nedelmann 1986: 19), und die Systemflexibilität kann durch Änderung des moralischen Milieus verändert werden, z.B. dadurch, dass die das soziale Problem umgebenden Werte und Normen uminterpretiert werden, dass sie an Geltung verlieren oder gewinnen (vgl. ebd., S. 19-20). Die Veränderung der Wertladungs-Intensität schließlich bezieht sich auf das emotionale Engagement, das Akteure in Probleme investieren. Es kann sich von hoher Affektivität zu sehr niedrigem emotionalem Engagement verschieben. Politische Handlungen in der Auseinandersetzung mit problematischen Sachverhalten stellen sich aus dieser Perspektive als kulturelle Transformationsleistungen dar, durch die soziale Probleme hinsichtlich des Differenzierungsgrades, der Werte und Normen und der Intensität modifiziert werden.

Variationen des Differenzierungsgrades lassen sich in dreierlei Hinsicht vornehmen, nämlich ersten hinsichtlich der Zielsetzung und der Strategie der Problematierungsabsicht (Spezifizierung), zweitens hinsichtlich des Adressaten von Forderungen (Adressierung) und drittens hinsichtlich der Wahl der Arena oder der Arenen, in denen um die Problematisierung gerungen werden soll (kulturelle Ausdehnung, vgl. Nedelmann 1986: 21).

Sind soziale Probleme so definiert, dass sie in Unter Aspekte zerlegbar und Realisierungsalternativen angebar sind, d.h. sind sie hoch teilbar formuliert, dann gestatten sie den Akteuren höhere Handlungsflexibilität als solche Probleme, die nur einen niedrigen Differenzierungsgrad haben. Während teilbare Probleme verhandelbar und kompromissfähig sind, wohnt unteilbar definierten Problemen eine Tendenz zur Radikalisierung des politischen Milieus und damit zur Einschränkung von Handlungsmöglichkeiten inne. Sind soziale Probleme als Krisen definiert, sind sie nur schwer zu differenzieren, denn Krisen rufen typischerweise dringlich nach Lösung und sind umfassend. Helfen kann dann unter Umständen die Verwissenschaftlichung, denn Wissenschaften zeichnen sich ja gerade durch Zerlegung von Problemen in Einzelaspekte aus. Da wissenschaftliche Ergebnisse immer vorläufig sind, können sich Zeitgewinne und Unsicherheit einstellen (vgl. auch Groenemeyer 1999: 127 ff.).

Erwecken manche Formulierungen Nedelmanns den Eindruck, als sei die Frage der Differenzierbarkeit von der „Sache“, den Qualitäten des problematischen Sachverhalts ganz unabhängig, so stellt sie ganz definitiv fest, dass *„die Techniken zur Erhöhung des Differenzierungsgrades sozialer Probleme nur begrenzt verwendbar sind ...: Soziale Probleme können ‚zu Tode‘ differenziert werden ..., d.h. in so viele Unter Aspekte desaggregiert werden, dass das ursprüngliche Problem nicht mehr zu erkennen ist“* (Nedelmann 1986: 23). Wenn das ursprüngliche Problem nicht mehr zu erkennen ist, ist es dann „tot“ oder nicht mehr da? Offensichtlich nicht: *„Zu hoch differenzierte Probleme sind gleichzeitig die Voraussetzung für die erneute Radikalisierung der Frage. Ein derartiger kultureller Prozess des Umschlagens von hoher Differenzierung in erneute Radikalisierung – und umgekehrt – ist in vie-*

len Problembereichen zu beobachten ...“ (ebd.). Unabhängig davon, dass die Erhöhung des Differenzierungsgrades sozialer Probleme auch deshalb nur begrenzt als Strategie zur Erhöhung von Handlungsflexibilität einsetzbar ist, weil mit zunehmender Differenzierung auch die Komplexität des betreffenden Problems steigt und damit seine Transparenz sinkt, hochkomplexe und intransparente Probleme sich aber wenig dazu eignen, neue Handlungsalternativen und Spielräume zu finden, räumt die Verfasserin damit indirekt ein, dass soziale Probleme nicht beliebig konstruierbar und definierbar sind. Gegebenenfalls „schlagen sie zurück“.

Die Adressierung entscheidet darüber, wer für das Problem verantwortlich gemacht wird und an wen Ansprüche gerichtet werden (Nedelmann 1986: 24), sie selbst wiederum ist Reflex der politischen Kultur und der Kulturformierung. Ob ein problematischer Sachverhalt privat oder öffentlich adressiert wird, ist Ergebnis kultureller Deutung und damit in modernen westlichen, insbesondere europäischen Gesellschaften auch historisch gewachsener Traditionen der kulturellen Umdeutung von privaten in öffentliche Probleme. Es hängt aber nicht allein von der Entwicklung des Wohlfahrtsstaates ab, wie adressiert wird, sondern auch und vor allem davon, in welchem „institutionellen Kontext ein soziales Problem in Erscheinung tritt“ (ebd.). Dies wiederum ist eine Frage nationaler kultureller und politischer Traditionen, aber auch von Innovationsschüben, die unter Umständen auch an bestimmte politische Akteure gebunden sind.

Natürlich hat die Entwicklung des Wohlfahrtsstaates eine wichtige Rolle gespielt, weil durch ihn erst ein Wechsel der Adressaten von privaten auf staatliche oder öffentliche Akteure möglich wurde. Aber andererseits gibt es nicht „den“ Wohlfahrtsstaat, sondern verschiedene Typen von wohlfahrtsstaatlichen Regimes, die sich ja dadurch auszeichnen, dass sie neben gewissen grundsätzlichen Ähnlichkeiten durchaus jeweils typische Varianten des gesellschaftlichen Umgangs mit sozialen Problemen entwickelt haben (vgl. Esping-Anderson 1990). Zu diesen Eigen-tümlichkeiten gehört auch das jeweilige Ausmaß, in dem der Staat Möglichkeiten zur Handlungsflexibilisierung durch Re-Privatisierung von sozialen Problemen, die für den Staat krisenartige Züge annehmen. Die Beispiele aus dem Gesundheitswesen, in dem die Tradition der Betonung des sozialen Charakters von Krankheit durch die Betonung der Eigenverantwortlichkeit abgelöst wird, oder aus der Sozialhilfe, wo der Staat sich aus seiner Rolle als Garant von sozialer Sicherheit zurückzieht und sich mit der des aktivierenden Staates einrichtet etc., mögen hier genügen.

Schließlich ist das Ausmaß der Handlungsflexibilität im Umgang mit sozialen Problemen eine Funktion ihrer kulturellen Ausdehnung, d.h. der Anzahl und der Unterschiedlichkeit der institutionellen Arenen, in denen soziale Probleme behandelt werden. Die Verfasserin vermutet, „dass soziale Probleme, die Zugang zu mehreren Typen von Arenen finden, mit größerer Flexibilität behandelt werden können als Probleme, die nur in einer Arena behandelt werden ...“ (Nedelmann 1986: 27), weil jede neue Arena, in der ein problematischer Sachverhalt thematisiert wird, erforderlich macht, das betreffende Problem anders darzustellen. Da-

durch, dass die Verfasserin offen lässt, wovon es abhängt, dass Sachverhalte Zugang zu mehreren Arenen finden, bleibt hier unklar, ob sie darin Auswirkungen von im Sachverhalt liegenden Sachzwängen oder von mehr oder weniger kontingenten Konstruktionen durch beteiligte Akteure sieht.

Die zweite Klasse von Möglichkeiten, Handlungsflexibilität im Umgang mit gesellschaftlichen Problemen zu gewinnen, besteht in Veränderungen des moralischen Milieus sozialer Probleme, denn die Definition sozialer Probleme und die sich daraus ergebenden Handlungsstrategien weisen ja nicht nur eine kognitive, sondern auch eine ideologische Dimension auf. „Vorstellungen über gesellschaftlich wünschenswerte Zustände, über bevorzugtes Verhalten, aber auch über gesolltes und angesonnenes Verhalten werden in Bezug auf und durch soziale Probleme zum Ausdruck gebracht“ (Nedelmann 1986: 27).

Soziale Probleme lassen viel deutlicher als die „offiziellen“ kulturellen Objektivationen erkennen, welchen Werten gesellschaftlich Vorrang gegeben und auf die Befolgung welcher Normen besonderer Nachdruck gelegt wird. Das Ausmaß, in dem die mit Problemen verbundenen Werte und Normen in einem starken oder einem eher lockeren interpretatorischen Zusammenhang stehen und daher einen mehr oder minder starken Verbindlichkeitscharakter haben können, charakterisiert das „moralische Milieu“ sozialer Probleme (ebd.).

Eine Veränderung der Dichte des moralischen Milieus angesichts eines problematischen Sachverhalts korrespondiert häufig mit unterschiedlichen Bewältigungsstrategien. Angesichts steigender Arbeitslosigkeit reagierte bspw. Schweden unter Beibehaltung des Vollbeschäftigungsziels mit einer weiteren Verdichtung des moralischen Milieus um das Leitthema Gleichheit und verfolgte eine massive Arbeitsmarktpolitik, Deutschland dagegen betrieb – mit dem Blick auf das Thema Inflationsrate – eher eine Lockerung des moralischen Milieus um den Arbeitsbegriff und der objektiv steigende Problemdruck wurde kulturell elastisch aufgefangen (vgl. Nedelmann 1986: 32)

Von strategischer Bedeutung ist schließlich der Zusammenhang zwischen Handlungsflexibilität und Wertladungs-Intensität, die für das Ausmaß des emotionalen Engagements, das Akteure für soziale Probleme aufbringen, steht. Angesichts von Krisen, die oft – ganz unabhängig von ihrer „objektiven“ Dringlichkeit – eine extrem hohe Wertladungs-Intensität haben und die Akteure unter großen Handlungsdruck setzen, kann eine Senkung dieser hohen Wertladungs-Intensität zu einem Gewinn an Handlungsflexibilität führen. Dies ist deshalb möglich, weil – empirisch nachgewiesen – „die Wertladungs-Intensität nicht automatisch und in dem Ausmaß steigt, wie die ‚objektive Dringlichkeit‘ sozialer Probleme zunimmt: *„Soziale Dringlichkeit erlangen Probleme erst dann, wenn es politischen Akteuren gelungen ist, sich gegenseitig von der Vordringlichkeit dieses Problems zu überzeugen. Die Wertladungs-Intensität haftet sozialen Problemen ja nicht als solchen an, sondern sie wird in Interaktionsprozessen produziert“* (Nedelmann 1986: 33).

Dies wird eindrucksvoll belegt durch die plötzlichen Wandlungen der Bedeutsamkeit, die bestimmten Problemlagen zugesprochen wird, ohne dass sie sich fak-

tisch nennenswert verändert haben, so dass es plausibler ist, diese Wandlungen bestimmten Gruppenprozessen kausal zuzurechnen als Änderungen in der objektiven Problemqualität. Prozessen, die Durkheim mit dem Namen „Effervescence“ belegt hat, scheint hier eine Schlüsselrolle zuzukommen.

Zwar gibt es noch kein hinlängliches Wissen darüber, von welchen Bedingungen die Intensivierung bzw. Abkühlung des emotionalen Engagements für soziale Probleme abhängt (vgl. Nedelmann 1986: 32), aber aus dem Umstand, dass sich Affekte für Problemlagen plötzlich schüren und ebenso plötzlich wieder abkühlen lassen, dass Stimmungen für bestimmte Themen aufgeputscht und wieder gedämpft werden können, schließt Nedelmann, dass „die Ursachen für diese Schwankungen nicht in der ‚Natur‘, sondern in der ‚Kultur‘ der Sachen zu suchen“ (S. 33) seien. Allerdings könnte es eine vorschnelle Verallgemeinerung sein, wenn man aus diesen Beobachtungen auf eine vollständige Gestaltbarkeit/Beliebigkeit der Wertladungs-Intensität schließen wollte; realistischer dürfte es sein davon auszugehen, dass hier zwar erhebliche Spielräume bestehen, aber keine beliebige Manipulierbarkeit.

Wenn Nedelmann für den Fall, dass Probleme nicht lösbar sind, Gewinne an Handlungsflexibilität durch Verringerung der Wertladungs-Intensität der Probleme, die man nicht lösen kann, und gleichzeitige Erhöhung der Wertladungs-Intensität bei den Problemen, die man lösen kann, für erreichbar hält, ist dieser Vorschlag natürlich nur dann gangbar, wenn es gelingt, bei dem einen Problem die Wertladungs-Intensität zu verringern und bei dem oder den anderen sie zu erhöhen. Es ist aber zu bedenken, dass dieselbe Strategie auch gegenüber Problemen gewählt werden könnte, die man zwar lösen kann, aber nicht lösen will.

Antworten auf die Frage, wie man die Wertladungs-Intensität variieren kann, ergeben sich dann, wenn die zuvor genannten Dimensionen des kulturellen Milieus sozialer Fragen berücksichtigt und den Zusammenhang von Problemstruktur und Wertladungsintensität untersucht (Nedelmann 1986: 33 f.). Grundsätzlich kann man davon ausgehen, dass bei geringer Differenzierung eines Problems eine hohe Wertladung wahrscheinlicher wird. In Bezug auf die drei Aspekte der Differenzierung dürfte gelten, dass dann, wenn die Spezifikation binär strukturiert ist, mit einer hohen Emotionalität bzw. Wertladungs-Intensität zu rechnen ist, während in Bezug auf die Dimension Adressierung eine Verallgemeinerung schwer fällt, denn einerseits wird ein Sachverhalt bei öffentlicher Adressierung sichtbarer und damit „emotionale Ansteckung“ wahrscheinlicher, aber auch eine private Adressierung kann hohe Wertladungs-Intensität bewirken, insbesondere wenn es um Gewissensfragen geht. In Bezug auf das Verhältnis von kultureller Ausdehnung und Wertladungs-Intensität hält Nedelmann dagegen eine klare Aussage dahingehend für möglich, dass solche Probleme tendenziell hoch wertgeladen sind, die eine geringe kulturelle Ausdehnung haben, d.h. nur einen Adressaten haben und deshalb nur in einer Arena verhandelt werden, denn dann gäbe es kaum Entlastungsmöglichkeiten. In Bezug auf die Relation von Wertladungs-Intensität und Dichte des morali-

schen Milieus geht Nedelmann von der Vermutung aus, mit dichten moralischen Milieus seien auch hohe Wertladungsintensitäten verbunden.

Es ergeben sich also zwei prinzipielle Strategien der Veränderung der Wertladungs-Intensität, nämlich erstens über eine Erhöhung des Differenzierungsgrades (sei es durch Spezifizierung der mit dem Problem verbundenen Ziele und ihrer Realisierungsmöglichkeiten, sei es durch Wechsel der Adressaten oder sei es durch Vergrößerung der kulturellen Ausdehnung des Problems) und zweitens über eine Lockerung des moralischen Milieus.

Die Strategie der Lockerung des moralischen Milieus ist insbesondere angesichts des Phänomens der Moralisierung der Politik von Interesse. Allerdings stellt sich die Frage, ob die Eigenheiten dieses Phänomens von Nedelmann ganz zutreffend benannt sind, wenn sie als ein Charakteristika anführt, dass moralisierte Probleme erstens keine Differenzierung im oben genannten Sinne zulassen (vgl. das Phänomen Angst) und dass sie zweitens privatisierte Probleme darstellen, bei denen der Adressat das eigene Ich ist und das Gewissen zur Instanz wird, an die man sich wendet, während politische Konstellationen und Fraktionszwänge irrelevant werden etc. Das erstgenannte Merkmal dürfte unstrittig sein, aber die Klassifikation moralisierter Probleme als privatisierte Probleme im oben genannten Sinne bedarf wohl der Prüfung, denn das eigene Ich und das Gewissen sind zwar der Maßstab, auf den bei der Bewertung von Sachverhalten als Probleme zurückgegriffen wird, aber die Forderungen richten sich doch nicht nur darauf, eigenes Verhalten in Übereinstimmung mit dem eigenen Ich-Ideal oder dem eigenen Gewissen zu bringen, sondern die eigenen moralischen Vorstellungen sollen auch und gerade die Richtschnur für die Gestaltung gesellschaftlicher Zustände insgesamt werden.

Zutreffend ist sicher der Punkt, dass bei der Auseinandersetzung um moralisierte soziale Probleme politische Konstellationen und Fraktionszwänge keine bzw. nur eine geringe Rolle spielen, ein Gesichtspunkt, auf den wir in Zusammenhang mit dem Konzept des Ideencharismas zurückkommen werden. Dasselbe gilt für den dritten Punkt, die Charakterisierung moralisierter Probleme als durch eine diffuse kulturelle Ausdehnung gekennzeichnet. Unter dem Gesichtspunkt des moralischen Milieus ist zu sagen, dass moralisierte politische Probleme in der Regel ein dichtes moralisches Milieu aufweisen und die moralischen Forderungen in einfachen, aber globalen Geboten bestehen, also nicht differenzieren (z.B. „Abschaffung aller Kernkraftwerke“ und nicht nur „Abschaltung der Reaktoren in Tschernobyl“) (vgl. Nedelmann 1986: 36). In Bezug auf die Wertladungs-Intensität gilt, dass moralisierte politische Probleme eine extrem hohe Wertladungs-Intensität aufweisen, so dass sie nur wenig Raum für Handlungsflexibilität lassen, Kompromisse für ‚moralisch‘ unzulässig und pragmatische Lösungen als Verrat gelten.

Die Lockerung des moralischen Milieus dürfte allerdings ein begrenzt taugliches Mittel zur Erhaltung von Handlungsfähigkeit sein, denn wir müssen im Anschluss an bestimmte Deutungen der Ideen Max Webers muss davon ausgehen, dass im Zuge der Modernisierung und insbesondere des durchgreifenden Rationalisierungsprozesses das Phänomen Charisma nicht verschwindet, sondern sich allenfalls

die spezifischen Erscheinungsformen deutlich verändern. Während in früheren historischen Epochen Charisma vor allem als eine bestimmten Personen (z.B. Kriegshelden, religiöse Führer, Propheten etc.) zugeschriebene außeralltägliche Qualität thematisiert wurde, ist in der Moderne charismatische Führerschaft zwar keineswegs unbekannt, an ihre Seite tritt seit der Französischen Revolution zunehmend das „Ideencharisma“.

Das Charisma der Ideen zeichnet sich dadurch aus, dass nicht außeralltägliche Qualitäten einer Person vorliegen bzw. einer Person zugeschrieben werden, sondern dass bestimmten religiösen, weltanschaulichen, politischen oder wissenschaftlichen Ideen eine ganz außerordentliche Qualität und/oder Verbindlichkeit zugebilligt wird. Daraus ergibt sich eine unabdingbare Forderung an die Vertreter dieser Ideen, alles in ihren Kräften Stehende zu tun, um die Durchsetzung dieser Ideen und der sich aus ihnen ergebenden Forderungen zu fördern und ihre „Reinheit“ rigoros und ohne Abstriche zu verteidigen. Durch die genannten Merkmale wird verständlich, dass derartige charismatische Bewegungen einerseits eine hohe Wirkungsmacht haben, andererseits aber auch wegen der Unabdingbarkeit, mit der sie um die reine Lehre ringen und an der „reinen Lehre“ festhalten wollen, zu immer neuen Spaltungen und Abspaltungen von einzelnen Gruppen tendieren. Da soziale Probleme – wie immer wieder gezeigt (vgl. Mauss 1975; Karstedt 1999) – in einem ganz engen Zusammenhang mit sozialen Bewegungen stehen und diese im Zuge des Problematisierungs- und Konstitutionsprozesses Kompromisse mit anderen politischen Akteuren in Bezug auf die Definition des Problems, aber auch in Bezug auf die Entwicklung von Problemlösungsstrategien eingehen (müssen), erzeugen sich soziale Probleme tatsächlich in gewisser Weise selbst (vgl. Japp 1984).

6. Fazit

Eine Theorie sozialer Probleme, die diesen Namen verdienen will, kann sich nicht darauf beschränken, nur selbst-reflexiv zu untersuchen, wie diejenigen, die sich um eine solche Theorie bemühen, ihren Forschungsgegenstand bestimmen, ihre Untersuchungen konzipieren und durchführen und ihre Befunde interpretieren. Die reflexive Variante des Konstruktivismus ist sicher eine legitime Variante der „Erweiterung von Welt“ und als eine Art Wissenssoziologie der Theorie sozialer Probleme auch nicht ohne Wert. Es scheint mir auch nicht zwingend, dass diese Form der Selbstanwendung der konstruktivistischen Perspektive auf sich selbst in einen völlig fruchtlosen infiniten Regress führen muss, aber auch die Hoffnung, durch Zuspitzung der methodologischen Problematik – im Sinne einer Umarmung des Zirkels (vgl. Knorr-Cetina 1989: 93 f.) – zu einer noch stärkeren Auflösung von Realität zu kommen, hat durch die bisher vorliegende Forschung noch nicht so viel Nahrung erhalten, dass man sich vorstellen kann, die Theorie sozialer Probleme würde durch die Variante des reflexiven Konstruktivismus eine entscheidende Bereicherung erfahren.

Gegen die strikte Variante des Konstruktivismus sprechen so viele Argumente, von denen hier nur einige wenige eher angedeutet als ausgeführt werden konnten, dass dringend von ihr abgesehen werden sollte. Sie verliert die zentralen Forschungsfragen aus dem Blick, die sie zugleich für empirisch beantwortet hält, obwohl sie sie für nicht erforschbar erklärt, sie läuft zwar nicht auf eine exakte Verdoppelung von Realität hinaus, weil sie mehr konstruiert als *rekonstruiert*, aber auf einen Verzicht auf Theorie. Letztlich bleibt als Produkt die (Re-)Konstruktion von rhetorischen Strategien und Deutungsmustern – allerdings ohne zu wissen, *was* ge-deutet wird.

Eine etwas genauere Betrachtung des von mir favorisierten, sich sowohl vom strikten Konstruktivismus als auch von objektivistischen Positionen abgrenzenden kontextuellen Konstruktivismus macht deutlich, dass dieser mehr an „Objektivismen“ aufweist als ihm klar zu sein scheint. Im Gegensatz zu ihrer eigenen Sichtweise ist dies unserer Meinung nach aber kein Mangel, sondern eine methodologische Notwendigkeit. Wenn sie sich dieser Problematik methodologisch noch bewusster stellen und diese bei der Interpretation der Befunde konsequent im Blick behält, ist ihre empirische Forschung auch ertragreich. Dann tritt m.E. auch nicht das Problem auf, das Schmidt (2000) mit einem gewissen Recht bei den reflexiven Konstruktionisten drohen sah, nämlich dass dieser Art von Forschung eine Verwechslung unterläuft, vor der schon Mead nachdrücklich gewarnt hatte, nämlich der Verwechslung der wissenschaftlichen Haltung, potenziell alles in Frage zu stellen, mit der Einstellung alles gleichzeitig in Zweifel ziehen zu wollen (Mead 1983: 324).

Da für moderne Gesellschaften typisch ist, dass die meisten Konflikte, mit denen sie sich auseinander setzen müssen, so komplex und so sehr institutionell verfestigt sind, dass sie sich nicht endgültig lösen lassen, ergibt sich fast zwangsläufig, dass sie bei ihren Versuchen, diese Konflikte dennoch zu bewältigen oder zumindest erträglich zu machen, neue Widersprüche und Konflikte produzieren. Wie auch immer: Soziale Probleme erzeugen fortwährend neue Probleme; sei es, dass sie sich durch neue Definitionen und Deutungen aus den alten Problemen ergeben, sei es, dass die Problemlösungsversuche tatsächlich auch zu neuen problematischen Bedingungen führen.

Die sicher zutreffende empirische Beobachtung, dass es zwischen den objektiven Qualitäten eines problematischen Sachverhalts und der Wahrscheinlichkeit einer Problematisierung bzw. der Art der Konstitution eines sozialen Problems keine deterministische Beziehung gibt, die wohl auch kaum jemand ernsthaft unterstellt hat, und der Umstand, dass die Relation zwischen objektiver Bedrohlichkeit eines Problems und Problematisierungsverlauf immer schwächer und komplexer zu werden scheint, sprechen keineswegs dafür, dass es sich nicht lohnen dürfte, sie genauestens zu untersuchen. Die bisherigen empirischen Befunde und die sich daraus ergebenden neuen theoretischen Fragestellungen lassen erwarten, dass wir bei der Erforschung dieser Beziehungen sehr viel mehr über moderne Gesellschaften erfahren als bei den meisten anderen Themen der Soziologie. Vor allem aber gilt es

zu beachten, dass alle genannten Positionen in gewisser Weise völlig falsche Alternativen aufbauen, wenn sie den „objektiven Sachverhalten“ auf der einen Seite die scheinbar „subjektiven Konstruktionen von Realität“ bzw. „konstruierte soziale Probleme“ oder Deutungsmuster, Kultur etc. auf der anderen Seite entgegenstellen. Historisch gewachsene Deutungsmuster, kulturelle Traditionen oder mores im Sinne von Waller sind außerordentlich reale und wirkmächtige Gegebenheiten, ihren dinghaften Charakter im Sinne Durkheim nicht immer im Blick zu haben, heißt Fehler begehen. Daher der Titel des Beitrags: Gesellschaftliche Realität ist sozial konstruiert, aber diese Konstruktion hat sehr reale Folgen, die man nicht beliebig wegdefinieren kann. Sie sind daher durch reflektierten Einsatz der empirischen Sozialforschung erforschbar.

Literatur

- Albrecht, G., 1977: Vorüberlegungen zu einer „Theorie sozialer Probleme“. S. 143-185 in: Ferber, Chr. von/Kaufmann, F.-X. (Hrsg.), *Soziologie und Sozialpolitik*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Albrecht, G., 1990: Theorie sozialer Probleme im Widerstreit zwischen „objektivistischen“ und „rekonstruktionistischen“ Ansätzen. *Soziale Probleme* 1: S.5-20.
- Baudrillard, J., 1978: *Agonie des Realen*. Berlin : Merve.
- Baudrillard, J., 1978a : *Cool Killer oder Der Aufstand der Zeichen*. Berlin: Merve.
- Baudrillard, J., 1991 : *Der symbolische Tausch und der Tod*. München: Matthes und Seitz.
- Baudrillard, J., 1992: *Transparenz des Bösen. Ein Essay über extreme Phänomene*. Berlin: Merve.
- Baudrillard, J., 1994: *Die Illusion des Endes oder Der Streik der Ereignisse*. Berlin: Merve.
- Baudrillard, J., 1994a: *Die Illusion der Virtualität*. Bern: Benteli.
- Best, J., 1989: Afterword. Extending the Constructionist Perspective: A Conclusion – and an Introduction. S. 243-253 in: Best, J. (Hrsg.), *Images of Issues. Typifying Contemporary Social Problems*. New York: Aldine de Gruyter.
- Best, J., 1995: Typifying and Social Problems Construction. S. 1-11 in: Best, J. (Hrsg.), *Images of Issues. Typifying Contemporary Social Problems*. 2. Auflage. New York: Aldine de Gruyter.
- Best, J., 1995: Constructionism in Context. S. 337-354 in: Best, J. (Hrsg.), *Images of Issues. Typifying Contemporary Social Problems*. 2. Auflage. New York: Aldine de Gruyter.
- Best, J. (Hrsg.), 1989: *Images of Issues. Typifying Contemporary Social Problems*. New York: Aldine de Gruyter.
- Best, J. (Hrsg.), 1995: *Images of Issues. Typifying Contemporary Social Problems*. 2. Auflage, New York: Aldine de Gruyter.
- Esping-Anderson, G., 1990: *The Three Worlds of Welfare Capitalism*. Cambridge: Polity Press.
- Groenemeyer, A., 1999: Die Politik sozialer Probleme. S. 111-136 in: Albrecht, G./Groenemeyer, A./Stallberg, F.W. (Hrsg.), *Handbuch Soziale Probleme*. Opladen: Westdeutscher Verlag.

- Hazelrigg, L.E., 1986: Is There a Choice Between "Constructionism" and "Objectivism"? *Social Problems* 33/6: 1-13.
- Giesen, B., 1991: Die Entdinglichung des Sozialen. Eine evolutionstheoretische Perspektive auf die Postmoderne. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Goffman, Erving, 1979: *Gender Advertisement*. N.Y.: Harper and Row.
- Ibarra, P.R./Kitsuse, J.I., 1993: Vernacular Constituents of Moral Discourse: An Interactionist Proposal for the Study of Social Problems. S. 21-54 in: Miller, G./Holstein, J.A. (Hrsg.), *Constructionist Controversies. Issues in Social Problem Theory*. New York: Aldine de Gruyter.
- Japp, K.P., 1984: Selbsterzeugung oder Fremdverschulden. Thesen zum Rationalismus in den Theorien sozialer Bewegungen. *Soziale Welt* 35: 313-329.
- Karstedt, S., 1999: Soziale Probleme und soziale Bewegungen. S. 73-110 in: Albrecht, G./Groenemeyer, A./Stallberg, F.W. (Hrsg.), *Handbuch Soziale Probleme*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Kitsuse, J.I./Spector, M., 1973: Toward a Sociology of Social Problems: Social Conditions, Value-Judgements, and Social Problems. *Social Problems* 20: 407-419.
- Knorr-Cetina, K. 1989: Spielarten des Konstruktivismus. Einige Notizen und Anmerkungen. *Soziale Welt* 40: 86-96.
- Mauss, A.L., 1975: *Social Problems as Social Movements*. Philadelphia: Lippincott.
- Mead, G.H., 1983: Wissenschaftliche Methode und individueller Denker. S. 296-336 in: Mead, G.H., *Gesammelte Aufsätze*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Nedelmann, B., 1986: Soziale Probleme und Handlungsflexibilität. Zur Bedeutsamkeit des kulturellen Aspekts sozialer Probleme. S.13-42 in: Oppl, H./Tomaschek, A. (Hrsg.), *Soziale Arbeit 2000, Band 1. Soziale Probleme und Handlungsflexibilität*. Freiburg i. Br.: Lambertus.
- Reinarman, C./Levine, H.G., 1995: The Crack Attack: America's Latest Drug Scare, 1986-1992. S. 147-186 in: Best, J. (Hrsg.), *Images of Issues. Typifying Contemporary Social Problems*. 2. Auflage. New York: Aldine de Gruyter.
- Schank, R./Abelson, R. P., 1977: *Scripts, plans, goals and understanding: An inquiry into human knowledge structures*. Hillsdale, N.J.: Lawrence Erlbaum.
- Schetsche, M., 1996: *Die Karriere sozialer Probleme. Soziologische Einführung*. München: Oldenbourg.
- Schetsche, M., 2000: *Wissenssoziologie sozialer Probleme. Grundlegung einer relativistischen Problemtheorie*. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Schmidt, L., 1990: *Die Medikalisierung von Abweichung. Eine vergleichende Analyse empirischer Studien zur Konzeptualisierung des Hyperkinetischen Syndroms und der Mangelkrankheit Menopause*. Diplomarbeit an der Fakultät für Soziologie der Universität Bielefeld, 1990. Bielefeld.
- Schmidt, L., 1999: *Psychische Krankheit als soziales Problem. Die Konstruktion des „Pathologischen Glücksspiels“*. Opladen: Leske + Budrich.
- Schmidt, L., 2000: Varianten des Konstruktivismus in der Soziologie sozialer Probleme. *Soziale Welt* 51: 153-172.
- Spector, M./Kitsuse, J.I., 1973: *Social Problems: A Re-Formulation*. *Social Problems* 21: 145-159.

-
- Spector, M./Kitsuse, J.I., 1977: *Constructing Social Problems*. (2. Aufl. 1987), Menlo Park, Cal.: Cummings.
- Waller, W., 1936: Social Problems and the Mores. *American Sociological Review* 1: 922-933.
- Woolgar, St./Pawluch, D., 1985: Ontological Gerrymandering: The Anatomy of Social Problems Explanations. *Social Problems* 32: 214-227.
- Woolgar, St./Pawluch, D., 1985a: How Shall We Move Beyond Constructionism? *Social Problems* 33: 159-162.

Günter Albrecht, *Universität Bielefeld, Fakultät für Soziologie,
Postfach 100 103, 33501 Bielefeld*

E-mail: guenter.albrecht@uni-bielefeld.de